

186 475 Pflegetagen aufgenommen. Sie stellten 1862 Betten zur Verfügung, von denen durchschnittlich 1567 belegt waren. Von fünf weiteren Angeboten mit zusammen über 200 Betten wurde bis jetzt überhaupt noch kein Gebrauch gemacht. Aber auch die Waisenhäuser, Bewahrschulen und Horte haben ihren Teil an der Kriegsarbeit. Hier handelt es sich vor allem um Aufrechterhaltung des Betriebes trotz verminderten Personals, trotz hoher Lebensmittelpreise, trotz verminderter Einnahmen aus Pflegegeldern und bei Vermehrung der Freiplätze. Ein gesteigertes Aufnahmebedürfnis machte sich nur für die geschlossene Pflege in größerem Umfang bemerkbar, aber gerade hier war in Berlin schon in Friedenszeiten fast das letzte Plätzchen besetzt, so daß es nicht möglich war, erheblich mehr Kinder in die Waisenhäuser aufzunehmen. Insgesamt beherbergten die Waisenhäuser 1290 Kinder bis zu 14 Jahren, dieselbe Zahl aber auch die Anstalten für sittlich gefährdete Mädchen. Zur Kriegstätigkeit ist auf dem Erziehungsgebiet auch die ungeschmälerte Aufrechterhaltung der vormundschaftlichen Tätigkeit des Caritasverbandes zu rechnen. Durch die Einberufung zahlreicher Mündelväter erhielt auch hier die vermehrte Arbeit das Kriegsgepräge. Von großer Wichtigkeit namentlich für die kommenden Aufgaben zum Schutze der vielen heranwachsenden Halbwaisen als Pfleger oder Helfer ist es, daß es gelang, in der vor Jahresfrist begründeten Vormundschaftsorganisation bis Ende des Jahres 1914 ungeachtet des Krieges 1280 Kräfte, darunter 367 Damen, aufzustellen, die alle bereit sind, unter Anleitung des Caritasverbandes Vormundschaften und Pflegschaften zu übernehmen. Diese „organisierte Einzelvormundschaft“ führte durch ihre Mitglieder bereits 223 Vormundschaften und hatte in 122 Fällen Helfer zur Verfügung gestellt. Mit Einrechnung der organisierten Einzelvormundschaft des Frauenbundes und der vom Caritasverband beaufsichtigten städtischen Mündel in Schöneberg wurden insgesamt 2390 Mündel von katholisch-caritativer Seite betreut. Freilich erst ein Bruchteil! Aber auch hier ging es trotz des Krieges voran. Daß sich die Zahl der Auskünfte und Ermittlungen des Caritasbüros der Rechtsauskunftsstellen gewaltig mehrte, ist ja selbstverständlich.

Alles in allem sehen wir ein reiches, erfreuliches Bild. Viel Hilfsbereitschaft ist geweckt worden. Nach Kräften haben alle beigetragen. Manche alte katholische Gemeinde wird mehr tun als die Diasporagemeinden Berlins. Aber dieser kurze Überblick zeigt, daß auch mit verhältnismäßig geringen Mitteln, einem starken Anteil der minderbemittelten Volksschichten, mit vereinten Kräften Großes im Dienste der christlichen Liebe und des Vaterlandes geleistet werden kann.

Constantin Noppel S. J.

Ein geopfertes Leben.

Als der Krieg anfang, erschien in den Zeitungen neben den großgedruckten Berichten über ungeheure Geschehnisse auch die kleine, anscheinend wenig bedeutende Notiz, daß der Bischof von Linz — manche kannten ihn schon als edlen Priester und hinreißenden Redner —, daß Bischof Hittmair inmitten von Barmherzigen Brüdern sich der Pflege der Verwundeten widme. Diese Nachricht weckte hier und dort ein kurzes, vielleicht auch überraschtes Aufmerken. Und über manches

harte Gesicht glitt da ein warmer Strahl. War das nicht wie ein ferner Glocken-
klang? Wie eine tröstliche Botschaft klang es, daß auch in der Zeit des wildesten
Völkerrasses und des größten Völkerrkrieges die Liebe Christi nicht erloschen ist,
sondern sich anschießt zu einem neuen und größeren Helbentum, wie es eben dieser
neuen, größten Not entspricht.

„Im Spital der Barmherzigen Brüder“, so berichtet die Wiener „Reichspost“
(6. März 1915, Nr 108), „lernte der Bischof die Krankenpflege, unterzog sich selbst
auch den niedrigsten Aufgaben dieses Berufes und war den Verwundeten und Kranken
ein liebevoller Pfleger. Noch im Vorjahre äußerte er gegenüber Freunden, er wäre
als junger Mann am liebsten Barmherziger Bruder geworden. So sehr war sein
Herz erfüllt von Samaritergeist. Jetzt in der Kriegszeit opferte er selbst die Nacht-
ruhe seinen ‚lieben Soldaten‘. Einfach als Priester gekleidet, ohne Abzeichen seiner
bischoflichen Würde sah man ihn, wie er die kranken Krieger in den Straßen von
Linz herumführte, wie er mit den Konvaleszenten kleinere Spaziergänge machte,
wobei er selbst auf der Fahrbahn ging, damit seine Schützlinge guten Weg hätten.
Zum Mittag- und Abendessen, zur Pause lud er Soldaten zu sich, die er bediente.“

Und nun, am 5. März 1915, in der 31. Kriegswoche, hat der Bischof sein
Werk gekrönt mit der Hingabe seines Lebens. Seinen liebevollen Besuch bei den
gefangenen, in schwerer Krankheit daniederliegenden Feinden hat er mit dem
kostbarsten Preis bezahlt. Als nun dieses zweite Mal eine Nachricht über den
Linz-Bischof in das Getöse des unabsehbaren Weltkrieges hinausdrang, da war
es wiederum einen Augenblick lang, als ob eine milde, beruhigende Glockenstimme
über die feindselige Welt hinläute, als ob Friedensengel hinüber und herüber
schwebten, Boten künftiger Versöhnung, Frohboten der beglückenden Tatsache,
daß die Menschheit immer noch nicht bis auf den Grund gespalten ist, daß es
immer noch eine heilige, bis in die tiefsten Kriegsgreuel hinabreichende Bruder-
liebe gibt, die alle Völker umspannt und alle vereint, die sich aller Elenden er-
barmt. Unsere ritterlichen Armeen draußen in den Schützengräben haben ja
dieses Bewußtsein nie verloren und darum besiedende Barbarei von sich ferngehalten.
Sie durften sich mit dem gefallenem Bischof nicht bloß stammsverwandt, sondern
auch geistesverwandt fühlen. Aber jenseits der eisernen Front, bei den Gegnern
mag die Kunde von dem Martyrium der Liebe, das zu Linz in Oberösterreich
vollendet wurde, wie eine glütig ernste Mahnung und Einladung geklungen haben,
und wohl auch wie ein erschütternder, die Gewissen aufweckender Vorwurf.

Der Bischof von Linz ist nur einer von den Hunderttausenden, die in diesem
Krieg aus bester, heiliger Liebe ihr Leben hingaben. Und jedes von diesen geopfertem
Leben hat eine wunderbare Macht in sich, die verloren gegangenen Menschenherzen
wieder zu gewinnen, den lange gestorbenen Frieden wieder aufzuwecken.

Darum haben selbst solche Kreise, welche der Kirche des Bischofs nicht ohne
Widerpruch gegenüberstanden, doch der Predigt seiner Liebe sich gefangen gegeben.
Sie hatten es wohl noch nicht gewußt, daß der Glaube eines christlichen Bischofs
eins ist mit seiner Liebe, einer todesmutigen Liebe. Als Beispiel dieser versöhnenden
Wirkung — eines aus vielen — sei hier aus dem schönen Bericht der „Neuen Freien
Presse“ (7. März 1915, Nr 18 153, Morgenblatt) das Wesentliche wiedergegeben:

„Der Weltkrieg hat ein neues Opfer gefordert. Zwar keinen Kämpfer in Waffen, der dem blutigen Ringen einer Schlacht erlegen wäre, aber einen jener stillen Helden, die mit leuchtendem Beispiel vorangingen auf dem mühselig harten Pfade liebevollen Samaritertums.

„Der Bischof von Binz, Dr. Pittmaier, ist von einer tödlichen Krankheit dahingerafft worden, deren verderblichen Keim er sich in einer Stunde geholt hatte, da edelste Menschenliebe ihn hinauszog in die verseuchten Baracken von Mauthausen, zu den ärmsten und elendesten unserer gefangenen Feinde. . . .

„Wohl rieten Freunde stehend ab, sich dieser Gefahr auszusetzen, wohl warnten die Ärzte dringend vor diesem Wagnis, aber seine blauen Augen, die so seltsam hell aus dem offenen, klugen, frischgefärbten Gesicht blickten, lächelten zu all der Besorgnis, und mit der ihm eigenen leisen, frohgütigen Stimme sagte er nur: „Es sind meine Brüder — ich muß auch zu ihnen!“

„Und er fuhr hinaus in das sonst so gern besuchte, jetzt ängstlich gemiedene Städtchen an der Donau, ging mit dem Kaplan von Mauthausen durch all die Säle und Zellen der stattlichen Baracken, sprach den flehenden Serben und Russen Trost zu und beschenkte sie.

„Er ließ sich alle Einrichtungen zeigen, wollte sich selbst von dem Stand der Dinge genau unterrichten, denn er hatte die Schwestern zur Pflege hierherzusenden. Man sagt, daß er alle gebotenen Vorsichtsmaßregeln befolgt, sich desinfiziert, Kleider und Schuhe gewechselt habe — dennoch ereilte ihn das furchtbare Schicksal, dem keine Kunst der Ärzte ihn zu entreißen vermochte.

„Aber er ahnte es nicht gleich. Er ging noch tagelang in das Spital der Barmherzigen Brüder, in dem fast nur Schwerverwundete liebevolle Aufnahme finden, und beteiligte sich, wie er dies durch Monate getan, aufopferungsfreudig an der Pflege der tapfern Krieger. Tag für Tag und zweimal wöchentlich auch nachts war der Bischof von Binz dort tätig, assistierte bei allen Operationen, half verbinden, saß oft stundenlang mit liebevollem Zuspruch an dem Bette eines vor Schmerzen Stöhnenden, hielt dessen Hand in der seinen, tröstete, half bei allen nötigen Handgriffen, hob manch einen der Verwundeten selbst empor und trug ihn auf seinen Armen zur Tragbahre oder von dort wieder ins Bett. Reichlich beschenkte er alle, besuchte regelmäßig auch andere Spitäler, brachte in all die Traurigkeit den warmen, aufrichtenden Glanz seiner sonnigen, sympathischen Persönlichkeit, der jeder Hochmut ferne lag und die es in wahrhaft rührender, schlichter Weise verstand, das Vertrauen der Menschen zu gewinnen.

„Wenige Tage vor seiner Erkrankung assistierte er noch der Operation, welche an Hauptmann Dragotin vorgenommen ward, und hier, als er den Fuß hielt, der eregentiert werden sollte, überfiel ihn zum erstenmal ein leichtes Unwohlsein. Man beschwor ihn heimzugehen und sich zu schonen, aber erst wollte er dem kleinen Karli, der am Blinddarm operiert ward und den er fürsorglich betreute, das versprochene Ringlein an den zarten Finger stecken, ein gar feines Ringlein aus des Bischofs Besitz, auf das sich der Bub schon freute, daß er alle Schmerzen über dieser schönen Erwartung vergaß. . . .

„Es war die letzte Liebestat, die er vollbringen konnte. Von da ab hielt ihn die Todeskrankheit unerbittlich umklammert. Vielleicht hätte seine sonst gesunde Natur dem furchtbaren Fieber widerstanden, aber er war geschwächt, übermüdet von der Krankenpflege, und sein Herz hatte vor Wochen an einem kalten Wintertag Schaden genommen. Das war damals, als er, der so gern wanderte, mit seinem

Sekretär über die schneeigen Hügel schritt und oben auf dem Bauernberg, wo das Eis durch Übergießen hoher Gerüste gewonnen wird, eben dazu kam, als ein einsamer Eisarbeiter sich im Gebälk plötzlich krank fühlte und um Hilfe rief. Da kletterte auch der Bischof auf die vereisten Satten, half den Arbeiter herunterbringen, dann rannte er den steilen Weg hinüber zum Jesuitenkirchlein, um das Allerheiligste zu holen, und kam noch atemlos zurecht, um dem Sterbenden die letzte Wegzehrung zu reichen. . . .

„Die Stadt ist voll von kleinen und großen Geschichten über den toten Bischof. Es sind Geschichten, die ihm Ehre machen, lauter Geschichten, die durchsickert sind von seiner reinsten, edelsten Menschenliebe und von der warmen, rückhaltlosen Verehrung aller Kreise der Bevölkerung, ohne Unterschied des Glaubens, des Ranges, der politischen Richtung.

„Dr Pittmair war ein Oberösterreicher — sein Vater war Bezirkshauptmann von Mattinghausen — und innig hing der Kirchenfürst an seiner schönen Heimat. Er war ein passionierter Tourist, ein Naturfreund, der sich in Wald und Feld, vor allem aber auf Bergeshöhen weitaus wohler fühlte als in städtischer Gesellschaft, die er nur selten aufsuchte. Gern verkehrte er mit den Barmherzigen Brüdern, mit Ärzten, mit Deuten des Volkes. Der Krieg, dessen verheerende Wirkungen er schmerzbewegt lindern half, erfüllte ihn aber auch mit hoher Begeisterung für unsere tapfere Armee, die nach seiner Meinung der weitestgehenden Anerkennung und dankbarsten Rücksichtnahme von seiten aller Behörden und Einzelmenschen würdig war. . . .

„Strömender Regen rieselt an dem Gemäuer des Domes nieder, dessen stolze Silhouette mir zum Fenster hereingrünt. Strömender Regen durchnäht ringsum die schwarzen Fahnen, die trauernd von allen Häusern hängen. Ein weint um seinen Bischof. Einz und ganz Oberösterreich. Vielleicht hat ganz Österreich Ursache, um ihn zu trauern, denn er war einer der besten und edelsten seines Standes.“

P. Lippert S. J.

Frankreich und seine „Priester-Soldaten“.

Im Jahre 1889 setzten die Frankreich beherrschenden antikirchlichen Triebe das Gesetz durch, das die Geistlichen zum Waffendienst zwang; unter dem Deckmantel des Eifers für die allgemeine republikanische Gleichheit wiegte man sich in der Hoffnung, dem geistlichen Stande, zumal seiner Erziehung, empfindlich zu schaden. Die Erwartungen der Kirchenfeinde wurden nach anfänglichem, bis 1895 andauerndem Rückgang der Berufe zu nichte, als diese in den folgenden Jahren wieder anstiegen und 1899, also zehn Jahre nach dem Erlaß des Gesetzes, mit der Ziffer 4681 nahe an die 4700 von 1889 herangekommen waren. Da brachten von 1901 an die kirchenpolitischen Geschehnisse unter dem Ministerium Waldeck-Rousseau und den folgenden neue Rückschläge, bis 1907 der tiefste Stand erreicht war. Doch eine Reihe allseitiger Bemühungen um die „Priesterrekrutierung“ (le recrutement sacerdotal), denen auch eine gleichbenannte Zeitschrift diente, bewirkten abermals einen so erfreulichen Aufschwung, daß man vor Ausbruch des Weltkrieges hoffen konnte, über vier oder fünf Jahre dem Priestermangel abgeholfen zu haben. Die Berufe wurden zahlreich, und die Seminarien hoben sich.

Es ist ergreifend, im Februarheft der Etudes die Klage eines der Männer zu lesen, die an das Werk der „Priesterrekrutierung“ Kraft und Mühe mit so